

Zeitreise

Anna Marx-Lentz

Es ist mitten in der Nacht und ich kann nicht schlafen. Mir geht so allerlei durch den Kopf... auch von früher. Davon erzähle ich oft. „Das müsstest du mal aufschreiben“, meinte unsere Tochter, „damit es für unsere Kinder später mal erhalten bleibt.“ Ich denke, ich will's mal versuchen.

Ich wurde am 13.9.1931 in Heppenbach geboren. Man gab mir den Namen Anna, obwohl meine Mutter mich gerne Martha genannt hätte. Aber da die Patentante Anna hieß, musste auch ich diesen Namen tragen. Also: Anna Margarethe Lenz, beide Großmütter hießen Margarethe...

Lenz ist ursprünglich auch nicht der richtige Name. Man hat uns erzählt, dass einer der Vorfahren beim Anmelden eines Sohnes (die ganze Männergesellschaft hatte bei dieser Gelegenheit tüchtig gesoffen) nach dem Namen gefragt wurde. Da muss der Vater wohl gesagt haben: „Sagen wir Lenz“ (der Lenz ist da!). Dies wurde dann eingetragen und mit Handschlag besiegelt, so wie bei jedem Kuhhandel. Ich weiß nicht, ob es Urgroßvater Heinrich oder Großvater Ägidius war. Jedenfalls ist Lenz geblieben.

Sowieso hat jeder Bauernhof seinen eigenen Namen. Unser Haus heißt im Dialekt „Schwövöisch“. Also bin ich Schwövöisch Anna. Meine Freundin heißt Elfriede Veiders, der Bauernhof aber „Flömpen“, also Flömpen Friedchen. So hat, wie gesagt, jedes Haus seinen Namen.

Meine Mutter hieß Margaretha Haag und wurde 1893 in Alster geboren. Mein Vater, Peter, wurde 1899 in Heppenbach geboren. Das Elternhaus hat er irgendwann seinen Geschwistern Anna, Josef und Matthias abgekauft.

Wir hatten zwar einen kleinen Bauernbetrieb, waren also mehr oder weniger als arm zu bezeichnen, doch



Heppenbach in den 1930er Jahren.

(Foto: ZVS-Archiv)



Elternhaus „Schwövöisch“.

(alle folgenden Fotos: Sammlung der Autorin)



Familie Haag aus Alster.



Die Eltern.

wir hatten eine wunderbare, glückliche Kinder- und Jugendzeit. Ich habe zwei Brüder und eine Schwester: Heinrich wurde 1930 geboren, Josef 1934 und Elisabeth (Lischen genannt) 1935.

Außerdem lebte unser Großvater Ägidius noch bei uns. Die Großmutter ist jung gestorben; sie hatte vier Kinder und sieben Fehlgeburten. Unser Opa war Küster; dann ging die Oma schon mal die Glocke läuten. Das war wohl nicht immer gut in ihrem Zustand, denn damals war das Glockenläuten (an den Glockenseilen ziehen) noch Handarbeit. Aber um ein paar Groschen zu verdienen, tat sie das eben. Großmutter wurde 1868 geboren und starb 1916.

Unser Vater wurde also jung Halbwaise und hatte keine schöne Jugend, da sein Vater krank war und immer hohe Schulden machte. Vater hatte noch eine ältere Schwester, Anna, und zwei jüngere Brüder, Josef und Matthias. Matthias, der Jüngste, hat noch bei uns gelebt, als wir kleine Kinder waren, bis er dann geheiratet hat. Er wollte immer seine spezielle „Fourchette“ (Gabel). Das war dann für uns alle „Onkel Mathi seine Fourchette“. Wie ich gehört habe, hat sein Enkelsohn Dany die gleiche Angewohnheit.

Ja, Vater hatte keine schöne Kindheit, aber wir Kinder umso mehr. Was man alles so angestellt hat! Man brauchte keine Spielsachen, die gab es



Die Kinder: Heinrich, Josef, Lieschen und Anna (die Autorin).

auch nicht. Wir durften wohl durchs ganze Dorf z.B. Räuber und Gendarm spielen, konnten in jeder Scheune oder jedem Schuppen Verstecken spielen. „Dusselap“ wurde auch viel gespielt.

Unser Nachbar hatte einen kleinen Schuppen unten am Hof, da konnten die kleinen Kälber sich im Sommer bei Regen unterstellen. Mit den Kälbern spielten wir Schmied. Flömpen Friedchen und ich mussten die Kälbchen einfangen, dann zu meinem Bruder Heinrich in die „Schmiede“ (Schuppen) bringen, wo er ihnen dann mit einem kleinen Stöckchen auf die Klauen (Hufe) schlug, so wie wir es in der Schmiede bei den Pferden beobachtet hatten.

Wenn wir zu mehreren waren, machten wir auch Dummheiten. Wir nahmen z.B. Hühnereier aus den Nestern und schmissen sie dann ganz oben ans Scheunentor, sodass das Eigelb so schön da runter lief. Wir durften uns nur nicht erwischen lassen. Oder wir gingen Johannisbeeren klauen. Einmal saß ich mit Brüderchen Josef hinter so einem Strauch. Ich hörte jemanden kommen und lief weg. Josef wusste nicht, dass man das nicht durfte, und so blieb er sitzen und aß weiter. Ganz unschuldig sagte er zu der Frau (Gometz Minna): „Lasst mich noch ein bisschen hier“. Sie fand das lustig und hat's meiner Mutter erzählt.

Als ich ungefähr vier Jahre alt war, sind wir zum ersten Mal mit einem

Auto gefahren. Es gab nur eines im Dorf. Damals lag die Mutter meiner Mutter (Oma Haag) im Sterben und Mutter wollte sie noch einmal sehen. Das muss eine Höllenfahrt gewesen sein auf den holprigen Wegen. Besonders für unsere Mutter, die ihrer Niederkunft entgegensah. Ich kann mich kaum daran erinnern. Doch in der Nacht, als Oma Haag starb, wurde meine Schwester (Lischen) geboren. Es war am 10. Mai 1935.

Wir hatten einen Kalender - ein Michelskalender war das, glaub' ich. Da war einmal ein Bild von einem kleinen Mädchen mit dem Untertitel „unser Annchen“. Darunter stand ein Gedicht. Mein Vater nahm mich auf den Schoß und las mir vor. Ich verstand nicht so recht, was das sollte. Zum Schluss stand da: „Unser Annchen, hört ich dann, stand in Ehren bei jedermann.“ Mein Vater erklärte mir, dass man immer brav, bescheiden und ehrlich sein sollte. Die Eltern haben uns das auch so vorgelebt. Ich habe auch nie gehört, dass Mutter und Vater gestritten haben, höchstens mal, dass Papa sagte: „Wenn ich schwarz sage, sagt Mutter schneeweiß“.

Wie ich schon sagte, wir hatten eine herrliche Kindheit, tobten auf den Wiesen herum, aßen Sauerampfer und Hasenbrot und manches mehr... Apropos Hasenbrot: Unser Vater arbeitete im Wald und wenn er abends nach Hause kam und noch ein Butterbrot übrig hatte, schmeckte uns

das besonders gut, weil, wie er sagte, „der Hase daran vorbeigelaufen ist“. Das war denn das Hasenbrot. Ansonsten gab es nur zu essen, was Feld und Garten boten. Jeden Abend gab es Bratkartoffeln und Milchsuppe mit Griesmehl oder Zwieback.

Schweine wurden gemästet und geschlachtet. Wenn der Schlächter kam, bin ich immer schnell verschwunden, sonst mussten wir Kinder die noch warmen Fleischstücke (Innereien) hinein tragen. Davor ekelte ich mich. Das Schwein wurde gestochen und dann gesengt. Wenn das Blut herausfloss, fing meine Mutter es in einer Schüssel auf. Sie musste dann mit den Händen ständig drin rühren, damit das Blut nicht steif wurde. Davon wurde dann die Blutwurst gemacht, die sehr gut schmeckte. Das Fleisch wurde zum Teil in Gläsern eingeweckt, zu Blut- und Leberwurst verarbeitet und geräuchert. Auf dem Speicher hatten wir ein Räucherhäuschen, da hing dann der Schinken und auch der fette Speck, den man für die Bratkartoffeln brauchte oder bei den Buchweizenknödeln im Winter... Das war schon eine deftige, aber gesunde Kost.

So verging die Zeit und ich kam ins Schulalter. Damals waren die Jungs und Mädchen noch in getrennten Klassen, auch auf dem Schulhof. Ich war sehr schüchtern und wenn die Jungs näher kamen, sagte meine Freundin Friedchen: „Ihr bleibt da, sonst weint Anna“. Und das, obwohl ich einen großen Bruder hatte, der mich immer beschützte... So auch, wenn er ein Auto hörte (kam ja sehr selten vor). Dann nahm er mich und stellte sich mit mir in den Graben, bis das Auto vorbei war.

Wir hatten auch einen Tante-Emma-Laden im Dorf. Das war was ganz Besonderes. Da war ein kleines Schaufenster. Wenn dann Nikolaus- und Weihnachtszeit war, waren die Spielsachen ausgestellt und wir drückten uns die Nasen platt. Manchmal durften wir auch reingehen. Deren Kinder waren für uns bessere Leute. Die hatten denn schon mal eine Apfelsine beim Pausenbrot. Die Schale davon schmissen sie in die Wiese. Nach der Schule hoben wir sie dann auf, um das zu essen, was eventuell noch dran war.

Ansonsten kannten wir nur das, was auf unseren Bäumen wuchs: Birnen,

Äpfel und Pflaumen. Die Äpfel wurden, wenn sie noch nicht ganz reif waren, unten ins Bett gelegt, für den Winter. Die Betten waren ja noch mit Stroh ausgelegt. Manchmal hielten sich die Äpfel ziemlich lange, wenn sie auch runzlig waren. Im Winter waren die Schlafzimmer ja eiskalt, die Fenster ganz zugefroren, und auch die Wände waren befroren. Aber im Bett war's gut warm, weil wir ja unter dicken Kissen schliefen, die mit Haferspreu gefüllt waren. Außerdem wurde ein Ziegelstein im Herd warm gemacht und dann ins Bett gelegt.

Es gab übrigens nur ein Zimmer, in dem geheizt wurde: die Stube. Da stand ein runder schwarzer Ofen. Er wurde mit Holzstückchen und Briketts geheizt. Wenn wir mal Zahnschmerzen hatten, gab Mutter uns einen Lappen, den mussten wir am Ofen wärmen und dann auf die wehe Backe legen. Die Backe war hinterher schwarz, aber es half auch. „Was mit der Kälte kommt, geht mit der Hitze weg“, pflegte meine Mutter zu sagen...

So machte sie es auch im Sommer. Wenn sie Rückenschmerzen hatte, legte sie sich in die pralle Mittagsson-



Erster Schultag in Heppenbach, 1937.

ne, ein schwarzes Tuch auf dem Rücken und blieb solange liegen, wie sie es aushielt (ich glaube, das war so gut wie heute Bestrahlungen). Wunden heilte sie mit Butter.

Übrigens: Alle 14 Tage wurde Brot gebacken. Das war dann ein harter Tag für Mutter. Mit Sauerteig wurde der Teig angelegt und dann musste sie in dem großen Brotrog ziemlich kräftig und lange kneten. Dieser Teig kam dann in *Kurfeln* zum Formen (glaub' ich). Wenn die Laibe gut aufgegangen waren, wurden sie mit einem langen Holzschieber in den mit Holz geheizten Backofen geschoben. Wenn Mutter dann damit aus der Stube kam (wo der Teig geknetet wurde) und durch die Küche zum Backofen rannte, sagte sie immer: „Geht mir aus der Schusslinie!“ Wenn die Brote fertig waren, wurden sie mit einer Bürste mit kaltem Wasser abgerieben, sodass sie glänzten. Sobald sie ausgekühlt waren, kamen sie in den gewölbten Keller. Da hing eine Holzleiter, da hinein wurden die Brote gelegt und hielten sich 14 Tage bis 3 Wochen, bis zum nächsten Backtag. Diese herrlichen Brote hatten einen Durchmesser von ± 35 Zentimeter. Wenn ein neues Brot angeschnitten wurde, machte Mutter mit dem Brotmesser ein Kreuzzeichen auf dieses Brot. Brot hat sie solange gebacken, bis Vater 1960 starb.

An den Backtagen hatte Mutter auch keine Zeit, die kleinen Geschwister

anzuziehen. Heinrich und ich waren in der Schule. Die beiden Kleinen, Josef und Lischen, bekamen jeder eine Handvoll Brotteig und beschäftigten sich damit, bis Mutter Zeit hatte, sie anzuziehen. Einmal ist Bruder Josef weggelaufen und kam in den komischen Unterhosen, die man damals hatte, den Schulweg hinauf. Oh Gott, wie waren Heinrich und ich da beschämt...

Man war sowieso ängstlich. Wenn wir den Herrn Pastor von weitem kommen sahen, machten wir einen Umweg, nur um ihm nicht zu begegnen. Und wenn, musste man „Gelobt sei Jesus Christus“ sagen. Wir hatten großen Respekt, wenn nicht sogar Angst vor ihm. Wenn er einem Kranken die hl. Kommunion brachte, begleitet von 2 Messdienern, musste man ehrfurchtsvoll niederknien, bis sie vorbei waren.

Sonntags bekamen wir einen Riegel Schokolade. Der wurde dann in vier geteilt. Jeder bekam ein „*Müppchen*“ (ein Stück). Es blieben zwei *Müppchen* übrig, die wurden dann auch in vier geteilt. Von den vier kleinen Teilen bekam Lischen dann das größte Stück, weil sie die Jüngste war. Ich war dann schon ein bisschen neidisch.

Unsere Eltern mussten immer sparen, es gab ja auch noch kein Kindergeld. Mutter sagte immer: „Man kann viel den Hals runterschicken“. Also wur-

de auch nicht viel gekauft. Vieles aus dem Garten und auch das Schweinefleisch wurde in Weckgläsern eingemacht. Weißkohl wurde geschabt. Das Schabbrett wurde von Haus zu Haus verliehen. Der geschabte Kohl wurde dann mit Salz (ich weiß nicht, was sonst noch dazu kam) in einem Steinguttopf geschichtet und mit einem Brett und einem Stein beschwert. So entstand das Sauerkraut für den Winter. Wollten wir mal nicht essen, sagte Großvater: „*Dir esst noch Kuhlströnk*“, also den Strunk aus dem Weißkohl.

Einmal bekamen wir von unserem Großvater auf einem Schützenfest Speiseeis. Er kannte das auch nicht, sagte „das ist ja ganz kalt“, nahm es uns wieder ab und schmiss es in die Hecke. So ist es uns auch ergangen, als unser Vater mal auf dem Markt in St.Vith war. Er sah die schönen Pfirsiche und weil andere Leute die auch kauften, kaufte er mit dem wenigen Geld, das er hatte, ein oder zwei Früchte. Als er die dann zuhause auspackte, meinte er: „Da ist ja Stoff drum, kann man nicht essen.“ Und so haben wir die dann auch nicht bekommen.

Am Nikolaustag bekamen wir wohl einige Süßigkeiten, selbstgebackene Plätzchen. Wir hatten eigentlich viel Angst, wenn der Nikolaus kam. Da waren dann immer ein Engel und ein bis zwei Hansmuffe dabei, die mit den Ketten rasselten. Sie hatten auch einen Rucksack auf dem Rücken, aus dem Beine raushingen. Mein Bruder Heinrich hatte immer ein Messer auf der Bank liegen. Er meinte: „Wenn der Muff mich mitnimmt, schneide ich den Sack auf.“

Übrigens mussten wir beten, wenn der hl. Mann da war, oder ein Gedicht aufsagen. Ich erinnere mich daran, dass ich mal sagte: „Im nächsten Jahr bin ich schon groß, dann helf' ich dem St. Nikolaus. Dann braucht das kleine Engelein nicht mehr so weit zu fliegen und kann um diese Zeit schon im Himmelbettchen liegen.“ Oh Gott, was hab ich dabei gezittert.

1940 brach der Krieg aus. Als die Deutschen einzogen, jubelten viele Menschen, denn es ging „Heim ins



Der Pastor.

Reich“. Unsere Mutter sagte nur: „Die armen Kerle müssen an die Front.“ Mutter hatte ja schon den ersten Weltkrieg miterlebt. Als Kind verstand man ja nicht viel davon. Nur dass wir jetzt keine Belgier mehr waren, sondern deutsch sein mussten. Unser Vater war nicht in der Partei. Er meinte, er habe genug mit seiner Familie. Mutter war auch nicht in der Frauenschaft. Darüber waren wir Kinder nicht froh, denn die anderen Kinder bekamen schon mal ein Klümpchen oder so etwas, wenn die Mütter zu den Versammlungen gingen.

Wir wurden 1944 evakuiert. Unser Vater durfte zu Hause bleiben, um unser Vieh und das der Nachbarn zu versorgen. Unser Großvater, der krank (Alzheimer?) war, blieb bei Vater, also musste Mutter mit uns vier Kindern alleine los. Es hieß, für 4-5 Tage; also hatten wir auch keine Kleider zum Wechseln dabei. Zuerst brachte man uns nach Malmedy, danach nach Remouchamps, wo wir sechs Monate in einem Saal (*salle de l'espérance*) untergebracht waren. Eine Familie lag neben der anderen auf Strohunterlagen. Zu essen gab es auch nicht viel, sodass wir betteln gingen. Da wir kein französisch sprachen, bettelten wir so: „*nix pommes*“. Aber die Leute da hatten auch nicht viel. Wir waren für diese Leute die „*sales Boches*“ und manchmal sagten sie „*Frage Hitler des pommes*“. Das war schon bitter. Dann gingen wir Äpfel klauen!

Suppe gab es aus großen Kübeln. Aber zuerst wurden die Dorfbewohner bedient, dann kamen wir dran. Das war dann oft das untere aus dem Kessel und schmeckte angebrannt. Wir hatten auch alle Läuse - blieb ja nicht aus, da wir keine Wechselkleider hatten. Wenn wir sonntags zur hl. Messe gingen, mussten wir hinten in der Kirche stehen bleiben...

Dann waren die amerikanischen Soldaten in die Gegend vorgedrungen. Sie hatten so große Kübel Kakao, damit bedienten sie die Menschen von Remouchamps. Den Rest schütteten sie auf die Straße, damit wir, „*les sales boches*“, nichts mitbekamen. Wir gingen auf die Suche nach Essbarem und fanden schon mal angebissenen Käse,

den die Amis in Büchsen hatten. Das war eine Köstlichkeit; wer das nicht erlebt hat, kann es nicht glauben.

Dann kam Weihnachten. Neben unserem Stall stand eine junge Tanne, sie gehörte den Leuten in der Villa. Davon habe ich die Spitze abgeschnitten oder gebrochen, dann haben wir uns einen kleinen Weihnachtsbaum gemacht. Von dem Wachs, das an den Dosen von den Amis war, haben wir kleine Kerzen gemacht. Es war schon schön, aber auch traurig.

Es wurde Frühling. Dann endlich, endlich, ging der Krieg zu Ende. Wir wurden mit einem Pferdekarren abgeholt. Überall sah man unterwegs totes Vieh auf den Weiden liegen, die meisten Häuser waren kaputt. Endlich zu Hause angekommen, hörte man das Gegacker der Hühner. Ein wohlthuendes Heimatgefühl. Alle Fensterscheiben waren zwar kaputt und auch sonst war es kein schöner Anblick... aber wir waren zu Hause - herrlich! Der Krieg war aus und wir waren wieder Belgier. Zwar arm, aber glücklich.

Somit fing auch wieder die Schulzeit an. Unsere alten Lehrpersonen durften nicht mehr unterrichten, weil sie bei den Deutschen unterrichtet hatten. Also bekamen wir Lehrpersonal aus der Provinz Luxemburg, das eigentlich kein richtiges Deutsch konnte.

Das Leben ging weiter, man half sich, wie man konnte, und war mit wenig zufrieden. Die Amerikaner hatten Tarnnetze rum liegen lassen, die wurden gefärbt und es wurden Kleider draus gemacht. Aus Amerika kamen auch Kleidersendungen. Ich weiß noch, als ich das allererste Mal mit tanzen gehen durfte (zur Kirmes, glaube ich), hatte ich einen blau-weiß gestreiften Rock aus der Kleidersammlung aus Amerika an. Wenn heute Sammlungen sind, sagen die Leute immer „das kommt ja doch nicht an“. Wenn die Amerikaner das damals auch gedacht hätten, hätte ich mein schönes blaugestreiftes Röckchen auch nicht gehabt. Aus Betttüchern (das waren noch alte Betttücher, die ganz früher selbst gewebt wurden - im Elternhaus meiner Mutter in Alster hatten sie früher

einen Webstuhl in der Stube stehen) hat die Mutter uns schöne weiße Jäckchen mit roten Knöpfen (toll!) machen lassen. Zur Kommunion hatte ich ein Kleid aus Futterstoff. Damals war's ein schwarzes Kleid mit weißem Krägelchen. ■